

Gdańsk 2021, Nr. 44

<https://doi.org/10.26881/sgg.2021.44.07>

**Giulia Ferro Milone**

(Università degli Studi di Verona / Universität zu Verona)

<https://orcid.org/0000-0003-4558-9544>

## Wer blind wählet – Eine Jungsche Lektüre von Goethes *Die Wahlverwandtschaften*

Was passiert eigentlich in Goethes Roman *Die Wahlverwandtschaften*? Was passiert, wenn die Individuen von unbewussten Prozessen wie denjenigen, die sich in der Metapher der chemischen Affinitäten verstecken, überwältigt werden? Der vorliegende Beitrag möchte sich mit diesen Fragen aus tiefenpsychologischer Perspektive befassen und aufzeigen, dass Goethe in seinem Roman sich sehr nah an einem Konzept des Unbewussten und der Psyche positioniert, wie es Carl Gustav Jung etwa hundert Jahre später konzipiert hat. Die Individuen, die als Gefangene einer rigiden Lebenseinstellung unbewusst (blind) wählen, sind nicht imstande wahre Entscheidungen zu treffen und für sie bleibt das Leben letzten Endes ein Rätsel.

**Schlüsselwörter:** Goethe, kollektives Unbewusstes, Individuationsprozess, Archetypus, Schicksal, Wahl

**Who Chooses Blindly – A Jungian Reading von Goethe's *Elective Affinities*.** What actually happens in the *Elective Affinities*? What happens if individuals are overwhelmed by unconscious processes such as those that are hidden in the metaphor of the chemical affinities? This article addresses these questions from the psychological perspective and shows that Goethe positioned himself in his novel very close to the concepts of the unconscious and the psyche, as Carl Gustav Jung conceived about a hundred years later. The individuals who choose unconsciously (blindly) are unable to make actual decisions because they are prisoners of a rigid attitude of life, and in the end, life remains a mystery to them.

**Keywords:** Goethe, collective unconscious, individuation process, archetype, fate, choice

Selbst der zivilisierte Mensch  
ist noch nicht frei vom Dunkel der Urzeit.  
Carl Gustav Jung

Wir haben erfahren, dass das Unbewusste Leben ist  
und dass sich dieses Leben gegen uns wendet,  
wenn es unterdrückt wird, wie dies bei Neurosen der Fall ist.  
Carl Gustav Jung

Goethes Roman *Die Wahlverwandtschaften*, 1809 in zwei Bänden zu je achtzehn Kapiteln erschienen, gilt als eines der Meisterwerke zu Beginn des 19. Jahrhunderts und dabei zugleich als eines der hermetischsten seiner Epoche. Im Buch – so der Autor im bekannten

Selbstzeugnis vom 1. Juni 1809 an den Freund Karl Friederich Zelter – habe er „viel hineingelegt, manches hinein versteckt“ (Ritzenhoff 2010: 99). Man kann also John Noyes (1991: 132) durchaus zustimmen, wenn er 1991 zur Einleitung seines Artikels schreibt: „In der Literatur zu Goethes Roman *Die Wahlverwandtschaften* ist die Unverständlichkeit zum Epitheton des Werks geworden.“ Die Hermetik, die den überwiegenden Teil von Goethes Zeitgenossen verunsicherte und ratlos ließ, liegt in der außerordentlichen Überdeterminierung der Bilder und der Erzählsequenzen (Stingelin 1998: 140), so dass ein Konglomerat „unabsehbarer Korrespondenzen, Filiationen und synkretistischer Verknüpfungen“ entsteht (Wiethölter 2018: 994). ‚Überdeterminierung‘ ist ein fundamentaler Begriff der Psychoanalyse; es wird damit gemeint, dass ein Bild, als psychisches Phänomen verstanden, auf mehrere, gleichzeitige, unbewusste Faktoren verweist.

Wie man weiß, sollten *Die Wahlverwandtschaften* ursprünglich als Novelle in die *Wanderjahre* (1821) integriert werden, sehr bald aber überschritt der Text die Dimension novelistischen Erzählens und die Romankonzeption verselbständigte sich. Bekanntlich liegt dem Geschehen ein chemisches Gleichnis zugrunde, zu dem Goethe – seiner Aussage nach in der Anzeige vom 4. September 1809 im *Morgenblatt für gebildete Stände* – durch „seine fortgesetzten physikalischen Arbeiten“ (Ritzenhoff 2010: 5) veranlasst wurde. Goethe überträgt nämlich den chemischen Diskurs der *attractio electiva* unter den anorganischen Stoffen, den er genau studiert hatte, auf die humane Sozietät. Bei den Elementen werden schwächere Bindungen zu Gunsten neuerer und stärkerer aufgelöst; dem Anschein nach manifestieren diese Prozesse die Qualität einer „freien“ Wahl, wie es in der „Gleichnisrede“ im vierten Kapitel des ersten Teils erörtert wird (Goethe 2018: 300). Auf ähnliche Weise werden zwischen den vier Hauptfiguren trennende und bindende Vorgänge in Gang gesetzt, die ein analoges Wechselspiel von Attraktion und Abstoßung aufzeigen. Der Unkompliziertheit des Romanplots entspricht der illusorische Wahn, dass die vier Protagonisten ihre Schicksale in ihren Händen haben. Durch ein dichtes Geflecht geheimnisvoller Zeichen und innerer Verweise zeigt aber Goethe, dass obskure, tellurische Mächte, die sich unter der harmlosen Oberfläche bewegen, das Leben der Figuren bestimmen.

„What is really happening in *Die Wahlverwandtschaften*?“ fragt Nicholas Boyle (2016: 298) interessanterweise in seinem aufschlussreichen Artikel über Goethes Roman. Es handelt sich um eine mehr als berechtigte Frage, wenn man an die Verflechtung der vielen Romanmotive denkt. Boyle verfolgt den im Text spärlich verstreuten Hinweisen auf die gesellschaftlichen Umstände um 1809 und stellt die These auf, Goethe habe in seinem Roman die auflösenden Tendenzen einer untergehenden Welt geschildert. Der vorliegende Beitrag möchte jene chaotischen Verwirrungen anders profilieren und dabei aufzeigen, dass Goethe bei deren Schilderung in einem nahen Verwandtschaftsverhältnis zum Konzept des Unbewussten und der Psyche steht, wie es Carl Gustav Jung hundert Jahre später konzipiert hat (2019: 55–56). Dabei beginnt der Beitrag mit den umformulierten Fragen: Was passiert, wenn die Individuen von unbewussten Prozessen wie denjenigen, die sich in der Metapher der chemischen Wahlverwandtschaften verstecken, überwältigt werden? Was passiert, wenn sich das Gewissen nicht gestalterisch und produktiv mit der Fülle von Zufälligkeiten, Symptomen und Indizien, die aus dem Unbewussten kommen, auseinandersetzen kann? Für die Individuen, die als Gefangene einer rigiden Lebenseinstellung unbewusst (blind) wählen und keine wahren Entscheidungen treffen, bleibt das Leben ein Rätsel.

## Tiefenpsychologische Dichte *der Wahlverwandtschaften*

Mit der Herausgeberschaft der Zeitschrift *Magazin für Erfahrungsseelenkunde* (1783–1793) kann Karl Philipp Moritz ohne Weiteres als Wegbereiter der deutschen Psychologie angesehen werden. Um 1800 existierte jedoch noch keine psychologische Methodik im modernen Sinne, ganz zu schweigen von einer Psychoanalyse. Um 1800 entsteht außerdem ein innerer Raum, den die romantische Psychiatrie auszuloten beginnt und „der bald kurzweg ‚Psyche‘ genannt wird“ (Hoorn 2002: 236). Die Romantiker – als Beispiel unter vielen gilt E. T. A. Hoffmann – haben bekanntlich in ihren Werken diese geheimnisvolle, am Schnittpunkt zwischen Materie und Geist stehende Innenseite des Menschen vielfältig thematisiert. Goethe sympathisierte für die romantische Denkweise nicht gerade. Nichtsdestoweniger ist seine Position zur Zeit der Komposition der *Wahlverwandtschaften* der romantischen Weltanschauung relativ nahe. In der um dieselbe Zeit der *Wahlverwandtschaften* entstandenen Studie über die Natur der Farben vertritt er Positionen, die nicht weit von Schellings naturphilosophischem Konzept der Weltseele sind und die u. a. der romantische Naturphilosoph Heinrich von Schubert in seinem populären Essay *Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaft* (1808) verbreitet hatte.

Die psychologische und im engeren Sinne psychoanalytische Dichte von Goethes *Wahlverwandtschaften* ist schon von frühen Interpreten legitimiert worden, so schrieb zum Beispiel der Psychoanalytiker Jenő Hárník,

dass dieser Große über die Ursachen und den Verlauf höchst wichtiger Gemütsbewegungen, mehr oder minder bewusst, denselben Anschauungen Ausdruck verlieh, die von Freud zuerst klar ausgesprochen und wissenschaftlich begründet wurden. (Hárník 1912: 510)

Dabei habe Goethe wichtige psychische Vorgänge, zum Beispiel Abwehrmechanismen wie die „Verdrängung der Wünschregungen“ (Hárník 1912: 512), vorweggenommen. Vor allem Freudsche Vorstellungen sind herangezogen worden, um die tiefenpsychologischen Aspekte des Romans zu erleuchten. Sigmund Freuds Interesse für Goethe ist dabei gut erforscht; in seiner Rede 1930 anlässlich der Verleihung des Goethe-Preises der Stadt Frankfurt erwähnte er die vielfältigen Annäherungspunkte zwischen Goethe und der Psychoanalyse (Buss 1975: ii). Der Psychologe und Literaturwissenschaftler Rainer Kaus hat der Goethe-Forschung eine ausführliche Deutung von Goethe-Texten auf psychoanalytischer Basis bereitgestellt und dabei die „ungeheure Bedeutung“ hervorgehoben, die „das Unbewusste, in welchem Sinne auch immer, für Goethes Kreativität als Dichter“ besaß (Kaus 1994: 33). 2005 hat Ulrike Prokop (2005: 395–430) eine erleuchtende Analyse von Goethes Roman aus psychoanalytischer Perspektive formuliert und *Die Wahlverwandtschaften* als eine Hysteriegeschichte *ante litteram* mit Schwerpunkt auf der Mutter-Tochter Beziehung interpretiert. Dabei nimmt Prokop die Idee wieder auf, die Sheila Dickson in ihrem Artikel über den Parallelismus zwischen Goethes Otilie und Kafkas Gregor Samsa schon angedeutet hat:

[...] both Otilie and Gregor display personality traits generally recognised in the discipline of clinical psychology as conducive to anorexic behaviour and they develop in the course of their existence in the text classic symptoms of anorexia nervosa. (Dickson 1999: 175)

Auch Petra Willim (1997: 246–314) verwendet einen psychoanalytisch geprägten Wortschatz und macht anlässlich der Frauenfiguren Charlotte und Ottilie auf die Vielfalt der Ab- und Ausgrenzungsoperationen aufmerksam, die Goethe seinen Zeitgenossen vor Augen geführt hat. Jungsche Lektüren von Goethes Werk scheinen spärlicher zu sein. Ein Beitrag von Wolfgang Hochheimer ergründet aber die tiefenpsychologischen Aspekte von Goethes *Wahlverwandtschaften* aus Jungscher Sicht und interpretiert sie als „eine Selbstdarstellung zentraler Lebensproblematik Goethes“ (Hochheimer 1953: 32). Wie in einem Traum fächere sich auf der „seelischen Bühne“ des Romans „eine bestimmte Lebensproblematik Goethes in verschiedenen Personen“ auseinander (ebd.: 34). Dabei zieht Hochheimer zielbewusst Jungsche Begriffe für seine Interpretation heran, wie zum Beispiel den Trinität- und Quaternität-Begriff, die vier psychischen Grundfunktionen (ebd.: 35) und den Anima-Begriff in Bezug auf die Figur Eduards (ebd.: 41; 50).

Dass es sich in Goethes *Wahlverwandtschaften* um zwei unterschiedliche, eng miteinander verwobene Niveaus handelt, eine Oberfläche und eine tiefere Schicht, einen Ich-Level und ein magmatisches Niveau, das auf die Welt der Triebe verweist, haben Interpreten immer wieder mindestens seit Walter Benjamins Essay von 1924 anerkannt. Die Geschichte der *Wahlverwandtschaften* und die Romanfiguren stehen im Zeichen dessen, was Benjamin als „das Mythische“ (1981: 271; 273) bezeichnet, mit anderen Worten im Zeichen magnetischer, übermenschlicher Naturmächte, die dem vernünftigen Tun und Treiben indifferent gegenüberstehen und denen die vier wahlverwandten Protagonisten anheimfallen: „Das Mythische ist der Sachgehalt dieses Buches: als ein mythisches Schattenspiel in Kostümen des Goetheschen Zeitalters erscheint sein Inhalt“ (Benjamin 1981: 271). Die beiden Niveaus resümiert Benjamin dann in den Bildern des „lebendigen Stromes“ (ebd.: 302), in den die wunderlichen Nachbarskinder der ins zehnte Kapitel (des zweiten Romanteils) eingeschobenen Novelle (Goethe 2018: 471–478) hineinspringen, und der „stehenden Gewässer“ (Benjamin 1981: 302) der todbringenden Teiche, in denen Eduards und Charlottes Sohn Otto ertrinkt. Poststrukturalistische Interpretationen von Goethes Roman haben schließlich auf die „Fassadenhaftigkeit des dargestellten Lebens“ einerseits und auf die „Aushöhlung bzw. Desorganisation der symbolischen Ordnung“ (Klingmann 1988: 179) andererseits verwiesen, die in „Brüchen, Diskontinuitäten und Fehlgriffen“ ersichtlich wird (Öhlschläger 2003: 7).

## Schicksal als kollektives Unbewusstes

Goethe selbst hatte übrigens schon in der oben zitierten Anzeige vom 4. September 1809 zwei Schichten in seinem Werk erwähnt, die er hier als „das Reich der heiteren Vernunftfreiheit“ zum einen und „die Spuren trüber, leidenschaftlicher Notwendigkeit“ zum anderen bezeichnet (Ritzenhoff 2010: 5). Wie die beiden Niveaus auch heißen mögen, frappiert diese „abgründige Zweideutigkeit“ (Prokop 2005: 405; 418) immer noch die Literaturforschung; und immer noch fordert sie Leser\_innen und Forscher\_innen zu jenem mehrmaligen Lesen auf, das sich Goethe selber wünschte, als er an seinen Verleger Cotta schrieb: „Es ist so manches hineingelegt, dass, wie ich hoffe, den Leser zu wiederholter Betrachtung auffordern wird“ (Ritzenhoff

2010: 107). Der tiefenpsychologisch orientierten Forschung erscheint diese unausgeschöpfte Duplizität (Böhme 1999: 4) als außerordentlich antizipatorisch.

Für die zweite Schichtung verwendet Goethe in seinem Roman die Begriffe „Verhängnis“, „Zufall“ und „Schicksal“. Schon Hárnik (1912: 515) betrachtete sie „zweifelsohne nur [als] Bezeichnungen für unwiderstehliche Mächte in den Tiefen der menschlichen Seele“. Goethes ‚Schicksal‘ und Benjamins ‚das Mythische‘ repräsentieren in Carl Gustav Jungs Worten – und das ist hier die These – das kollektive Unbewusste, als jenen überpersönlichen Bereich der Psyche verstanden, in dem die Archetypen, d. h. die mythischen Urformen menschlichen Lebens, residieren. In der Definition, mit der Jung seinen 1936 in London gehaltenen Vortrag *Der Begriff des kollektiven Unbewussten* eröffnete, hält er es gleich zu Beginn für notwendig, den Unterschied zwischen persönlichem und kollektivem Unbewusstem zu unterstreichen:

Während das persönliche Unbewusste wesentlich aus Inhalten besteht, die zu einer Zeit bewusst waren, aus dem Bewusstsein jedoch entschwunden sind, indem sie entweder vergessen oder verdrängt wurden, waren die Inhalte des kollektiven Unbewussten nie im Bewusstsein und wurden somit nie individuell erworben, sondern verdanken ihr Dasein ausschließlich der Vererbung. (Jung 2019: 55)

Goethes Romanpersonen sind die Vertreter einer aufgeklärten, äußerst raffinierten Individualität. Sie sind die wohlhabenden Repräsentanten eines gelangweilten modernen Kleinadels, der vom Dämon der modernen Opulenz getrieben wird und der sich vor dem Hintergrund einer gerade in der Goethe-Zeit einsetzenden „liquid modernity“ (Erlin 2014: 211) profiliert. Im ersten Kapitel während des schicksalshaften Gesprächs, demzufolge sich die Türen von Charlottes und Eduards Landhauses für eine dritte und dann sogar für eine vierte Person öffnen werden, stellt der Landherr Eduard der zaudernden Ehefrau Charlotte seine Sicht der Dinge entgegen; sie hatte ihm kurz vorher die Risiken einer frühzeitigen Umgestaltung ihres gemeinsamen Lebens durch den Zutritt einer anderen Person vorgeführt: „Das kann wohl geschehen, versetzte Eduard, bei Menschen, die nur dunkel vor sich hinleben, nicht bei solchen, die, schon durch Erfahrung aufgeklärt, sich mehr bewusst sind“ (Goethe 2018: 277). Nichtsdestoweniger – oder gerade, weil sie „mehr bewusst“ zu sein glauben – fallen sie geheimnisvoller tellurischer Naturkräfte zum Opfer, sie „unterstehen auf der Höhe der Bildung den Kräften, welche jene als bewältigt ausgibt“ (Benjamin 1981: 264). Jung – wie übrigens auch Benjamin – verwendet die Bezeichnung ‚Naturprodukte‘, um eben die Mächte zu bezeichnen, die sich dem vernünftigen Bereich menschlichen Wirkens zu entziehen scheinen. Laut Jungs Überlegungen über die Beschaffenheit der menschlichen Psyche besitzen sie ein explosives und daher für das Bewusstsein extrem gefährliches Triebpotential (2019: 60).

Die Bezeichnung „Schicksal“ kommt im Roman oft vor. In einem engeren Sinn verweist sie auf die individuelle, persönliche Lebensgeschichte der Figuren, wie im folgenden Beispiel: „Sie müssen scheiden, lieber Freund, und Sie werden scheiden. Der Graf macht Anstalt, Ihr Schicksal zu verbessern; es freut und schmerzt mich“ (Goethe 2018: 358). Im zitierten Satz ist von der persönlichen Lebensgeschichte des Hauptmanns die Rede, von dem Charlotte bald Abschied nehmen muss, weil ihm eine bessere Anstellung zugeordnet worden ist. Auf analoge Weise wird das Wort „Schicksal“ in Bezug auf das Leben Ottilies mehrmals verwendet. In diesen Fällen bezieht sich der Begriff auf die bewussten Eigenschaften und konkreten Möglichkeiten der jeweils betroffenen Figuren. Anders ist es aber, wenn Goethe mit dem Wort „Schicksal“

eine von der menschlichen Mitwirkung autonome Schicksalsfügung, eine Ich-lose Instanz, bezeichnet. Adelungs *Grammatisch-kritisches Wörterbuch* (1774–1786), welches das erste und für die Goethe-Zeit maßgebliche wissenschaftliche Wörterbuch der deutschen Sprache darstellt, setzt unter dem Stichwort „Das Schicksal“ den Akzent auf die Unwillkürlichkeit und Unwissenheit (Adelung 1811: 1439–1440); diese bringen den Begriff ‚Schicksal‘ dem des kollektiven Unbewussten oder in Benjamins Worten des ‚Mythischen‘ sehr nahe. In dieser zweiten Bedeutung verwendet Goethe die Bezeichnung „Schicksal“ in drei zentralen Textstellen, die im Folgenden kurz zu analysieren sind. Es geht zunächst um das Motiv des Kelchglases mit den darauf eingeschnittenen Anfangsbuchstaben E und O, „eins der Glaeser, die für Eduarden in seiner Jugend verfertigt worden“ waren (Goethe 2018: 334). Bei den Feierlichkeiten anlässlich der Grundsteinlegung von Eduards und Charlottes neuem Gebäude wird das Glas, das laut eines alten Rituals zerbrochen werden sollte, von einem Zuschauer aufgefangen und bleibt somit unbeschadet (ebd.). Mit der hartnäckigen Ichbezogenheit, die seiner Figur eigen ist und die – wie wir noch sehen werden – seinen Individuationsprozess behindert, sieht Eduard in diesem unerwarteten Ereignis das Zeichen, das ihn zur Verbindung mit Ottilie schicksalshaft prädestiniert; Eduard kauft dem Fremden das Glas wieder ab und ruft „das Schicksal“ ins Spiel, verstanden als Instanz, die vom Menschen unabhängig ist. Immer wieder interpretiert Eduard im Laufe der Geschichte zufällige Phänomene aufgrund der Wünsche des eigenen Ichs, was ihn aber dazu führt, die Zeichen falsch zu deuten. Als besonders berechtigt erscheint also die Bezeichnung Böhmes, als er ihn „Tyranne der Zeichen“ nennt (Böhme 1999: 13).

Das zweite Beispiel betrifft ein Selbstgespräch der zweitwichtigsten weiblichen Romanfigur Charlotte anlässlich eines Spaziergangs zusammen mit Nichte Ottilie und neugeborenem Sohn Otto zum neu gebauten Haus auf dem Hügel (Goethe 2018: 463–464), nicht unweit von der Mooshütte, wo ein Jahr vorher alles eingesetzt hat. Die beiden männlichen Protagonisten sind in diesem Moment nicht anwesend, so dass es eine relativ ruhige Zeit für die zwei Frauen ist. Charlotte überlässt sich Überlegungen über ihre aktuellen Lebensverhältnisse, wobei sie neue Hoffnung auf eine bessere Zukunft und auf Genugtuung für alle vier Freunde hegt. Sie wägt noch einmal alle Beschäftigungen und Tätigkeiten ab, denen sie in den letzten Monaten nachgegangen ist und interessanterweise bezieht sie in ihre Pläne gerade auch das Unberechenbare („das Schicksal“) mit ein.

Ist doch das Leben nur auf Gewinn und Verlust berechnet! Wer macht nicht irgendeine Anlage und wird darin gestört! Wie oft schlägt man einen Weg ein und wird davon abgelenkt! Wie oft werden wir von einem scharf ins Auge gefassten Ziel abgelenkt, um ein höheres zu erreichen! Der Reisende bricht unterwegs zu seinem höchsten Verdruss ein Rad und gelangt durch diesen unangenehmen Zufall zu den erfreulichsten Bekanntschaften und Verbindungen, die auf sein ganzes Leben Einfluss haben. Das Schicksal gewährt uns unsre Wünsche, aber auf seine Weise, um uns etwas über unsere Wünsche geben zu können. (Goethe 2018: 464)

Charlotte erkennt hier also einigermaßen die Unabhängigkeit einer höheren Macht an, nicht aber ohne den Vorbehalt zu hegen, dass sich auch diese Macht dann schließlich in die individuellen Wünsche des Einzelnen schicken wird. Ebenso wie ihr Mann Eduard ist Charlotte eine aufgeklärte Figur und in der Ich-Enge ihrer die Wirklichkeit in angemessenen Schranken

haltenden Rationalität verfehlt auch sie ihren Individuationsprozess, der als einziger eine Bewusstseinsweiterung und somit „die Harmonisierung von unbewussten und bewussten Daten“ hervorbringen könnte (Jung 2019: 307). Als Charlotte am Romanende in die Scheidung einwilligt und damit der Fügung der Ereignisse endlich nachgibt (Goethe 2018: 497), wird sie sich darüber im Klaren, dass das rational-bewusste Niveau, das ihre Aktivitäten bisher geleitet hat, erfolglos geblieben ist und dass das Schicksal eine vom bewussten menschlichen Lenken autonome Instanz ist:

Es sind gewisse Dinge, die sich das Schicksal hartnäckig vornimmt. Vergebens, dass Vernunft und Tugend, Pflicht und alles Heilige sich ihm in den Weg stellen: es soll etwas geschehen, was ihm recht ist, was uns nicht recht scheint; und so greift es zuletzt durch, wir mögen uns gebärden, wie wir wollen. (Goethe 2018: 497)

## Wiedererwachen des Archetypus und verfehlt Individuation

In engem Zusammenhang mit der Idee des kollektiven Unbewussten bzw. des Mythischen steht der Begriff vom ‚Archetypus‘. Laut Jung sind Archetypen universale, vererbte Formen der Psyche, die allgegenwärtig oder überall verbreitet sind und die in den Mythen und Märchen der jeweiligen Völker ihre konkreten Ausdrucksmöglichkeiten finden. Goethe hat sie Urbilder und Urphänomene genannt. Mit einem treffenden Ausdruck hat Wiethölter (2018: 996) die in der semiotischen Textur der *Wahlverwandtschaften* allgegenwärtige Präsenz von mythologischen Resonanzen als „Mythenmelange“ bezeichnet und sie hat die mythologischen Figurationen samt ihren Quellen, in ihrem Romankommentar rekonstruiert (2018: 994–1000). Besonders wichtig in der mythischen Verflechtung von Goethes Roman sind die vielen, unverkennbaren Verweise auf den Androgynos-Mythos, der von Aristophanes in Platons *Gastmahl* (1989: 49–60) erzählt wird und der die unterschiedlichen Konzepte um Eros und Liebe behandelt. Wie Jung in seinem Artikel *Über den Archetypus* (1936) gezeigt hat, liegt dem Androgynos-Mythos das archetypische Urbild der Syzygie, der Verbindung des Mann-Weiblichen, zugrunde, „welches ausdrückt, dass mit einem Männlichen zugleich auch immer ein entsprechendes Weibliches gegeben sei“ (Jung 2019: 80). Neuere Deutungsansätze in der Goetheforschung – wie beispielsweise die Studie von Susan E. Gustafson (2016: 9–44) – haben darauf aufmerksam gemacht, dass in den *Wahlverwandtschaften* Affinitäten und Attraktionen sowohl unter Männern als auch unter Frauen berücksichtigt werden. Dabei basieren sie auf der interessanten Tatsache, dass der kugelförmige Urmensch in Platons *Gastmahl* nicht nur männlich-weibliche, sondern auch männlich-männliche und weiblich-weibliche Doppelentitäten vorsieht (Platon 1824: 421) und dass alle drei Urmenschtypen nach der dramatischen Strafe durch Zeus die aufgespaltene, ursprüngliche Einheit wiederherzustellen versuchen (Platon 1824: 424). Die gleichgeschlechtlichen Affinitäten müssen aber hier dahingestellt bleiben.

Die Tatsache, dass die Namen der vier Hauptfiguren einander gleichen – Eduard und der Hauptmann heißen eigentlich beide Otto, alle Namen enthalten also die Buchstabenfolge *ott* (Wiethölter 2018: 1010) – und dass der Name von Eduards und Charlottes Kind Otto die perfekte Spiegelhaftigkeit (OT/TO) darstellt, ist der Literaturforschung als Figuration der unkontrollierbaren, von mythischen Mächten gesteuerten Attraktion des Quartetts nie

entgangen. Es ist „der narzisstische Teil im Namen aller vier Figuren“ (Stingelin 1998: 146). Der Kugelmenschenmythos wird aber besonders im Verhältnis zwischen Eduard und Ottilie reaktiviert. Die tellurische (chemische) Attraktion, die Eduard und Ottilie anzieht, drückt sich in zwei merkwürdigen, synchronen Zufälligkeiten aus. Die erste ist ein Kopfweh, das sich bei Eduard auf der rechten, bei Ottilie auf der linken Seite einstellt.

Eduard schilderte ihre künftige Lebensart. Unter andern rief er aus: es ist doch recht zuvorkommend von der Nichte, ein wenig Kopfweh auf der linken Seite zu haben; ich habe es manchmal auf der rechten. Triff es zusammen und wir sitzen gegeneinander, ich auf den rechten Ellbogen, sie auf den linken gestützt und die Köpfe nach verschiedenen Seiten in die Hand gelegt, so muss das ein Paar artige Gegenbilder geben. (Goethe 2018: 311)

Die Spiegelbildlichkeit der Situation ist hier nicht nur in dem unsichtbaren Kopfweh auffallend, sondern auch in der sichtbaren, komplementären Körperhaltung. Es ist das Zeichen jenes unbewussten Niveaus, dem die Figuren anheimfallen, ohne dass sie fähig werden, es ins Bewusstsein zu integrieren. Als gebildeter, vom Aberglauben fast freier Mensch erlaubt sich Eduard hier sogar einen kleinen Scherz; er nimmt den Parallelismus zwischen ihm und Ottilie zwar wahr, ihm entgeht aber dabei die schicksalshafte Merkwürdigkeit des synchronen Phänomens. Mit anderen Worten infiltriert der spiegelbildliche Kopfschmerz, der sich leitmotivisch durch den Roman zieht, das Niveau seines Bewusstseins nicht; auch später, als sich die Katastrophe schnell nähert, interpretiert Eduard das komplementäre Kopfweh eigensinnig als Bestätigung seiner Ichregungen.

Plagt Ihr Kopfweh Sie wieder? fragte Mittler. Es plagt mich, versetzte jener; und doch kann ich es nicht hassen, denn es erinnert mich an Ottilien. Vielleicht leidet auch sie jetzt, denk ich, auf ihren linken Arm gestützt, und leidet wohl mehr als ich. Und warum soll ich es nicht tragen wie sie? Diese Schmerzen sind mir heilsam, sind mir, ich kann beinah sagen, wünschenswert. (Goethe 2018: 508)

Auch die Angleichung von Ottilies Handschrift an diejenige Eduards und die musikalischen Leistungen der beiden Freunde – Eduard spielt Flöte und Ottilie begleitet ihn auf dem Klavier – stellen komplementäre Züge dar, die aus der unbewussten (schicksalhaften) Schicht der kollektiven Psyche hervorgehen und die Aktivierung des Androgynus-Archetypus signalisieren. Ein Dokument, das Ottilie zur Abschrift gegeben wird, gleicht auf sonderbare Weise der Handschrift Eduards. Die merkwürdige Ähnlichkeit interpretiert Eduard als das unverkennbare Zeichen von Ottilies Liebe: „Du liebst mich! rief er aus: Ottilie du liebst mich!“ (Goethe 2018: 355). Auch bei dieser Gelegenheit – wie auch schon in der oben diskutierten Kelch-Episode – wird das Ereignis von Eduard zur Bestätigung der Ich-Position gelesen, das Resultat ist eine Verstärkung des Ich-Narzissmus. Mit Jungschen Worten erfolgt hier eine „Identifikation mit dem Archetypus“, aus der eine pathologische „Art Inflation und Besessenheit“ entsteht (Jung 2019: 370). Der Romanerzähler kommentiert die Episode auf folgende Weise: „In Eduards Gesinnungen wie in seinen Handlungen ist kein Mass mehr. Das Bewusstsein, zu lieben und geliebt zu werden, treibt ihn ins Unendliche“ (Goethe 2018: 360).

Die beiden dem Mythos nach in Urzeiten getrennten Teile der Syzygie ziehen sich fast magisch, wie „Quecksilberkügelchen“ (Goethe 2018: 301), an. Die enormen Kräfte, die in der kollektiven, unbewussten Psyche verborgen liegen, bestimmen das Leben der Individuen.



Die elementare und unwiderstehliche Anziehungskraft im wahlverwandten Paar schildert Goethe kurz vor der endgültigen Katastrophe noch einmal in einer Szene, die als konkrete Exemplifizierung der ‚Gleichnisrede‘, im vierten Kapitel des ersten Romanteils gelesen werden kann.

Nach wie vor übten sie eine unbeschreibliche, fast magische Anziehungskraft gegeneinander aus. [...] Nur die nächste Nähe konnte sie beruhigen, aber auch völlig beruhigen, und diese Nähe war genug; nicht eines Blickes, nicht eines Wortes, keiner Gebärde, keiner Berührung bedurfte es, nur des reinen Zusammenseins. Dann waren es nicht zwei Menschen, es war nur Ein Mensch im bewussten, vollkommenen Behagen, mit sich selbst zufrieden und mit der Welt. (Goethe 2018: 516)

Wenn ein Archetypus konstelliert ist – wie hier der Sygyzie-Archetypus – „tritt eine Zwanghaftigkeit auf, die, wie eine Instinktreaktion, sich wider Vernunft und Willen durchsetzt“ (Jung 2019: 61). Die Explosivität des Archetypus erstreckt seine Macht meistens dort, „wo das Bewusstsein am engsten oder schwächsten ist und wo daher die Phantasie die Gegebenheiten der Außenwelt überwuchern kann“ (Jung 2019: 82). Das Bewusstsein ist dort am engsten, wo die psychischen Regungen und Prozesse sich auf das Ich narzisstisch beziehen, was der Fall beim männlichen Protagonisten Eduard ist. Er ist unverkennbar eine von narzisstischen Zügen eingeengte Persönlichkeit. Als die kleine Gesellschaft der drei Freunde beisammensitzt, um sich am Vorlesen über die Lehre der chemischen Wahlverwandtschaften zu ergötzen, erwähnt Eduard nur als pure Saloncauserie, dass „der Mensch ein wahrer Narziss [sei]“ (Goethe 2018: 300). Das Selbsterkenntnispotential dieser folgenschweren Aussage infiltriert das Niveau seines rigiden Ichs nicht; die nicht anerkannte Sinnbelastung der chemischen ‚Gleichnisrede‘ wird zum eigenen Nutzen, d. h. zu Gunsten des Ichs verwendet. Von Jugend auf ist Eduard ein eigensinniger, verzogener Mann, der nicht daran gewöhnt ist, „sich etwas zu versagen“ (ebd.: 278). Wie übrigens schon Werther (Goethe 2018) vor ihm ist Eduard die moderne, selbstgezoene Gestalt der Goethe-Zeit, wie Hans J. Weitz bemerkt: „Diese Art des Wollens [Eduards] erkannte der Dichter als den ‚Gott der neuen Zeit‘“ (Weitz 1981: 246). Sein gesamtes psychisches Leben lässt sich exklusiv von den Regungen und Wünschen seines Ichs leiten. Sein Bewusstsein ist zu sehr Ich-bezogen – Lämmert (1986: 31) spricht von Eduards „autistischem Willen“ –, um die Fülle der Zeichen und der synchronen Phänomene als günstigen Moment für eine Ich-Erweiterung zu lesen. Im spiegelbildlichen Gegensatz zu Eduard wird Ottilie durch eine besondere Schwäche des Bewusstseins charakterisiert. Die Bezeichnung „das liebe Kind“, das in Bezug auf sie leitmotivisch im Roman vorkommt, verweist schon an und für sich auf diese Schwäche, denn das Bewusstsein und das Ich sind, wie die Entwicklungspsychologie hinlänglich gezeigt hat (Freud 2015; Piaget 1991; Erikson 2020), keine Prerogative der ersten Phasen des Menschen, sondern sie formen sich allmählich im Laufe der Entwicklung des Individuums. Wie ihre Tagebucheinträge weitgehend demonstrieren, mangelt Ottilies Ich an individuellen, kreativen Stärken und wird stattdessen exklusiv von kollektiven Gehalten geleitet; ihre Notizen enthalten allgemeingültige Sprüche und Sentenzen, die nicht der Erarbeitung eigener Überlegungen und Gedanken über die Ereignisse dienen. Die Formulierungen der Sprüche werden durch die Pronomina „wir“ und „man“ eingeleitet und verweisen auf diese Unpersönlichkeit, wie das folgende Beispiel aufzeigt: „Wir blicken so gern in die Zukunft, weil wir das Ungefähre,

was sich in ihr hin und her bewegt, durch stille Wünsche so gern zu unsern Gunsten heranzuleiten möchten“ (Goethe 2018: 418).

Der Individuationsprozess ist ein psychischer Vorgang, der die Integration unbewusster Inhalte in das Bewusstsein beabsichtigt und somit zur Erweiterung des Bewusstseins führt. Die Aktivierung des archetypischen Potentials im Kugelmenschenmythos führt aber Otilie – in der Parallele mit Eduard – nicht zu einer solchen Bewusstseinerweiterung; sie kommt nicht zu einer Klarheit über sich selbst, denn die tiefen Regungen und Triebe ihrer Psyche bleiben ihr unbewusst. Auch am Ende des Romangeschehens bleibt ihr Gemüt kindlich. Ihre Erklärung am Romanende war im Übrigen schon den ersten Lesern als verdächtig erschienen, zum Beispiel Jacobi, als er schrieb, dass er „das Göttliche und Himmlische an Otilie“ nicht sehen konnte (zit. in: Leacock 2002: 279). Diese Tatsache wird von Prokop (2005: 426) sehr treffend resümiert, wenn sie schreibt: „Wie plötzlich lässt Goethe das Gewissen in Otilie erwachen! Und dieses Gewissen ist ein archaisch grausames Regeldenken, das jegliche Reflexivität und die Bereitschaft zur Kommunikation ausschließt“.

Es geht den anderen beiden Hauptfiguren, Charlotte und dem Hauptmann, nicht sehr viel anders. Auch sie teilen mit dem Paar Eduard-Otilie die Unfähigkeit, sich auf den Weg der eigenen Individuation bzw. der Selbstwerdung zu begeben. Für alle vier Wahlverwandte geht diese Untauglichkeit in die Parallele mit ihrer Unfähigkeit, Entscheidungen zu treffen. Benjamin hat den fundamentalen Unterschied zwischen den Begriffen ‚Wahl‘ und ‚Entscheidung‘ für Goethes *Wahlverwandtschaften* erörtert. Die Bezeichnung ‚Wahl‘, das mit Benjamins Worten das Naturhafte bezeichnet, hat mit dem Jungschen Begriff des Archetypischen zu tun, während das Wort ‚Entscheidung‘ auf den Jungschen Prozess der Individuation verweist. Alle vier Hauptfiguren sind nie imstande, in den vielen Zufälligkeiten, die sich – im engeren Sinne des Wortes ‚Zufall‘ – „auf sie zubewegen“ (Jung 1952: 5), den ‚Kairos‘, den günstigen Augenblick der Entscheidung, zu erkennen. Ihnen ist somit nur die (blinde) Wahl vorbehalten, die auch im Bereich der Natur waltet. Nur durch ‚Entscheidung‘ kann man sich aber mit dem Material aus dem Unbewussten gestalterisch auseinandersetzen und zu sukzessiven Integrationen von bewussten und unbewussten Inhalten gelangen. Allen vier Hauptfiguren gelingt es nicht im Laufe der Geschichte, bewusste und unbewusste Daten zu artikulieren und zu integrieren. Das drückt Leacock zutreffend aus (2002: 287): „[the protagonists] never show the consciousness of their situation, the ability to articulate it, that would allow them to transcend it“. Dabei verweist das Verb „to transcend“ – „transzendieren“ auf Deutsch – auf den Jungschen Begriff der transzendenten Funktion. Der Begriff bezeichnet die Fähigkeit von einer Einstellung des Bewusstseins in eine andere, inklusivere überzugehen, die das Unbewusste miteinbezieht (Kunz 2000: 718).

„Warum entschließt sie [Otilie] sich nicht?“, fragt Eduard, „warum wagt sie es nicht, zu fliehen und sich in meine Arme zu werfen?“ (Goethe 2018: 387). Otilie wird es nicht machen, sie kann es nicht, verstrickt, wie sie ist, in die archaischen Impulse und die unbewussten Verbote, die jegliche Reflexivität und Bereitschaft zur Kommunikation ausschließen (Prokop 2005: 426). Sie wird sich immer intensiver in ihre Schweigsamkeit und hermetische Verslossenheit flüchten. Auch Charlottes rationaler Charakter bleibt von jeder Möglichkeit eines festen Entschlusses fern; als sie endlich die Scheidung akzeptiert, ist es aber zu spät: „Ich willige in die Scheidung. Ich hätte mich früher dazu entschließen sollen“ (Goethe

2018: 497). Der Hauptmann erscheint als eine fahle Figur, als er am Romanende endlich fragt „Und für mich, was darf ich hoffen? lispelte er leise“ (ebd.: 498); auf die zögernde Frage antwortet Charlotte: „Lassen Sie mich Ihnen die Antwort schuldig bleiben“; es handelt sich also immer noch um keine Entscheidung. Eduards rigides Ich bleibt seinerseits mit dem Archetypus pathologisch identifiziert und fällt deshalb seinen ungeheuren Kräften zum Opfer.

Es kann hier nur am Rande angedeutet werden, dass die Protagonisten der Novelle *Die wunderlichen Nachbarskinder*, die Goethe ins zehnte Kapitel des zweiten Romanteils (2018: 471–478) als Gegenpol zur Haupthandlung eingeschoben hat, den Individuationsprozess nicht verfehlen. Als sie begreifen, dass sie sich gegenseitig lieben, scheuen sie sich nicht, die schon festgesetzten, sozial angemessenen Bindungen durch resolute Entscheidung unkonventionell aufzulösen und somit ihr Leben kreativ umzugestalten. Durch Herausforderung der Konventionen und Normen realisieren sie jene Integration von Bewusstem und Unbewusstem, die den vier Protagonisten versagt bleibt.

Zusammenfassend hat der vorliegende Beitrag die beiden unterschiedlichen Niveaus fokussiert, die Goethe in seinem Roman *Die Wahlverwandtschaften* geschickt verflochten hat: eine aufgeklärte Rationalität einerseits und die dunkleren Kräfte der unbewussten Psyche andererseits. Diese Duplizität und die innere, oft undurchdringliche Verflechtung beider Niveaus nehmen Konzeptualisierungen vorweg, die die Tiefenpsychologie hundert Jahre später entwickelt hat. Es hat sich herausgestellt, dass Goethes wiederholte Verweise auf das Eingreifen des Schicksals bzw. des Zufalls ins Leben der Hauptfiguren sehr nah an Jungs Konzept des kollektiven Unbewussten stehen, jenes Ich-losen Bereichs der menschlichen Psyche, in der das Triebpotential der Archetypen residiert. Diesem gefährlichen Potential fallen die vier Hauptfiguren zum Opfer. Indem sie die bewussten und unbewussten Daten nicht zu integrieren wissen, bleibt für sie der Individuationsweg bzw. die Selbstwerdung versagt.

## Literatur

- Adelung, Johann Christoph (1811): *Grammatisch-kritisches Wörterbuch der hochdeutschen Mundart*. <https://lexika.digitale-sammlungen.de/adelung/online/angebot> [29.04.2021].
- Benjamin, Walter (1981): Goethes Wahlverwandtschaften. In: Johann Wolfgang Goethe: *Die Wahlverwandtschaften*. Frankfurt a. M.: Insel Verlag, 255–333.
- Boyle, Nicholas (2016): *What Really Happens in „Die Wahlverwandtschaften“*. In: *The German Quarterly*. 89, 3, 298–312.
- Böhme, Hartmut (1999): „Kein wahrer Prophet“. Die Zeichen und das Nicht-Menschliche in Goethes Roman „Die Wahlverwandtschaften“. In: Gisela Greve (Hg.): *Goethe. Die Wahlverwandtschaften*. Tübingen: Diskord, 97–125.
- Buss Krannich, Hannelore (1975): *Eine Untersuchung anhand der Goethe-Zitate im Werke Sigmund Freuds*. Phil. Diss. University of Southern California.
- Dickson, Sheila (1999): Two sides of an anorexic coin in “Die Wahlverwandtschaften” and “Die Verwandlung”: Otilie as Heilige, Gregor as Mistkäfer. In: *Orbis Litterarum*. 54, 174–184.
- Erikson, Erik H. (2020): *Identität und Lebenszyklus. Drei Aufsätze*. Frankfurt a. M.: Surhkamp.

- Erlin, Matt (2014): Symbolic Economies in Goethe's „Die Wahlverwandtschaften“. In: Ders.: *Necessary Luxuries. Books, Literature, and the Culture of Consumption in Germany 1770–1815*. Ithaka NY: Cornell University Press, 203–231.
- Freud, Sigmund (2015): *Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie (1905)*. Hrsg. von Philippe van Haute, Christian Huberund, Herman Westerink. Göttingen: V & R unipress.
- Goethe, Johann Wolfgang (2018): *Die Leiden des jungen Werthers. Die Wahlverwandtschaften. Kleine Prosa. Epen*. In Zusammenarbeit mit Christoph Brecht, hrsg. von Waltraud Wiethölter. Frankfurt a. M.: Deutscher Klassiker Verlag.
- Gustafson, Susan E. (2016): *Goethe's Families of the Heart*. New York, London: Bloomsbury.
- Hárnik, Jenö (1912): Psychoanalytisches aus und über Goethes „Wahlverwandtschaften“. In: *Imago*. 1, 5, 507–518.
- Hochheimer, Wolfgang (1953): Zur Psychologie von Goethes „Wahlverwandtschaften“. In: *Psyche*. 1, 32–54.
- Hoffmann, Christoff (1993): ‚Zeitalter der Revolutionen‘. Goethes Wahlverwandtschaften im Fokus des chemischen Paradigmenwechsels. In: *Deutsche Vierteljahrschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte*. 67, 417–450.
- Hoorn, Willem van (2002): *Goethes Gleichnisrede der psychischen Chemie als romantischer Hintergrund von Wundts experimenteller Psychologie*. Verlag litblockin. Verlag für literarische Produkte. 233–246. <http://dx.doi.org/10.23668/psycharchives.544> [29.04.2021].
- Jung, Carl Gustav (1952): *Synchronizität als ein Prinzip akausaler Zusammenhänge*. Zürich: Rascher Verlag.
- Jung, Carl Gustav (2019): *Gesammelte Werke. Neunter Band. Erster Halbband. Die Archetypen und das kollektive Unbewusste*. Ostfildern: Patmos Verlag.
- Kaus, Rainer J. (1994): *Anmerkungen zu Goethe. Eine psychoanalytische Untersuchung über Goethe als Repräsentant deutscher Kultur*. Phil. Diss. Rijksuniversiteit Groningen.
- Klingmann, Ulrich (1988): Recht der Einbildungskraft und Recht des Wirklichen: Goethes „Wahlverwandtschaften“ in poststrukturalistischer Sicht. In: *Monatshefte*. 80, 2, 172–186.
- Lämmert, Eberhard (1986): Die Chemie der Wahlverwandtschaften. In: *Leviathan*. 14, 1, 19–36.
- Leacock, N. K. (2002): Character, Silence, and the Novel: Walter Benjamin on Goethe's "Elective Affinities". In: *Narrative*. 10, 3, 277–306.
- Noyes, John (1991): Die blinde Wahl. Symbol, Wahl und Verwandtschaft in Goethes „Die Wahlverwandtschaften“. In: *Deutsche Vierteljahrschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte*. 65, 1, 132–151.
- Öhlschläger, Claudia (2003): „Kunstgriffe“ oder Poiesis der Mortifikation. Zur Aporie des „erfüllten“ Augenblicks in Goethes „Wahlverwandtschaften“. In: *Goethezeitportal*, 1–15. [http://www.goethezeitportal.de/db/wiss/goethe/wahlverwandtschaften\\_oehlschlaeger.pdf](http://www.goethezeitportal.de/db/wiss/goethe/wahlverwandtschaften_oehlschlaeger.pdf) [29.04.2021].
- Piaget, Jean (2016): *Meine Theorie der geistigen Entwicklung*. Hrsg. von Reinhard Fatke, üb. aus dem Amerikanischen von Hainer Kober. Weinheim und Basel: Beltz.
- Platon (1824): Das Gastmahl. In: *Platons Werke*, üb. von F. Schleiermacher, zweiten Theiles zweiter Band. Berlin: Reimer, 367–468.
- Prokop, Ulrike (2005): „Essstörungen“ – Goethes „Wahlverwandtschaften“ als Krankengeschichte gelesen. In: *Psyche*. 59, 5, 395–430.

- Ritzenhoff, Ursula (2010): *Erläuterungen und Dokumente. Johann Wolfgang Goethe „Die Wahlverwandtschaften“*. Stuttgart: Reclam.
- Stingelin, Martin (1998): Die Elementenlehre in Goethes Roman „Die Wahlverwandtschaften“. In: *Prospero. Rivista di Letterature Straniere, Comparatistica e Studi Culturali*. V, 133–151. <https://www.openstarts.units.it/handle/10077/7092> [29.04.2021].
- Stumm, Gerhard / Pritz, Alfred (2000): *Wörterbuch der Psychotherapie*. Wien: Springer.
- Weitz, Hans-J. (1981): Erläuterungen. In: Johann Wolfgang Goethe: *Die Wahlverwandtschaften*. Frankfurt a. M.: Insel Verlag, 245–252.
- Wiethölter, Waltraud (2018): Zur Deutung. In: Johann Wolfgang Goethe: *Die Leiden des jungen Werthers. Die Wahlverwandtschaften. Kleine Prosa. Epen*. Hrsg. von Waltraud Wiethölter. Frankfurt a. M.: Deutscher Klassiker Verlag, 984–1017.
- Willim, Petra (1997): Charlotte und Ottilie in den Wahlverwandtschaften. Zwei Formen defizienter weiblicher Ich-Konstitutionen. In: Dies.: *So frei geboren wie ein Mann? Frauengestalten im Werk Goethes*. Königstein im Taunus: Helmer, 246–314.